

Predigt am 28.10.2007 (30. Sonntag Lj.C – Weltmissionssonntag) – Lk 18,9-14
Mission in Frage

I. **„Gut, daß es dich gibt – Jesus spricht mit Menschen von heute“** Geschrieben hat dieses Buch der Theologe und Gesprächstherapeut **Petrus Ceelen.(München 2002)** Da er lange Jahre Gefängnisseelsorger war, gibt es dort auch ein Kapitel, wo Jesus zu einem Insassen der Strafvollzugsanstalt kommt und mit ihm spricht. Gegen Ende liest sich das so: Der zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe Verurteilte erinnert Jesus an sein berühmtes Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner im Tempel:

„...auch hier im Knast spielen sich viele zum Richter über ihre Mitgefangenen auf. Jeder hackt auf einem anderen herum. Ganz unten in der Hackordnung steht der Gefangene, der ein Kind geschändet hat“. - Jesus erwidert: „Jeder Mensch braucht offensichtlich einen, auf den er herab sehen kann, damit er selbst aufrecht gehen und sonntags in der Kirche gerade stehen kann.“ - Der Strafgefangene: „Hier in der Knastkirche ist es nicht anders. Ganze vorne stellt sich der Betrüger hin: Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin, wie die Verbrecher da hinter mir. Auch der Dieb erhebt sich: Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie der Mörder hinter mir. Der Lebenslängliche brüstet sich: Ich danke dir, Herr. daß ich nicht so bin das Schwein hinter mir, das die Kleine erdrosselt hat. Der Kindesmörder in der letzten Reihe betet: Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie diese Pharisäer vor mir.“ Und Jesus beschließt das Gespräch mit den Worten: „Eher tötet man einen anderen als den Pharisäer in sich!“

Beachten wir, liebe Schwestern und Brüder, daß sich auch die Szene im heutigen Evangelium nicht wirklich abgespielt hat, sondern, daß Jesus sie erfunden hat, um mit einem Gleichnis denen den Spiegel vorzuhalten, *„die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten“.* (V 9) In dem Augenblick also, wo wir verächtlich auf die „Pharisäer“ herunter schauen, gehören wir bereits zu ihnen. Mir ist dazu ein Wort des Hl. **Augustinus** eingefallen: *„Viele, die drinnen sind, sind draußen, und viele, die draußen sind, sind drinnen.“* Er hat es zwar im Hinblick auf die Zugehörigkeit zur Kirche gemeint, aber es passt auch hier: Beide, Pharisäer und Zöllner, sind drinnen, nämlich im Tempel: der eine vorne, der andere ganz hinten. Am Ende aber stellt sich heraus, daß der Selbstgerechte dennoch draußen ist, - mit Jesu Worten gesprochen *„nicht gerechtfertigt nach Hause geht“*, sich selber ausgeschlossen hat von der Gnade Gottes, während der reumütige Zöllner, den der Pharisäer draußen, außerhalb der Heilsgemeinschaft des Gottesvolkes wähnt, längst drinnen angekommen ist, wo nach **P.M. Zulehner** die Herzmitte des Glaubens ist: sich *„von Gott geliebt zu wissen vor aller Leistung und trotz aller Schuld.“* (

Jesus stellt in diesem Gleichnis die Selbsterkenntnis der Selbstgerechtigkeit gegenüber. Der Pharisäer ist ja an sich ein ehrenwerter Zeitgenosse. Er lässt sich seinen Glauben etwas kosten und verdient darin Respekt und Anerkennung. Was ihm zum Verhängnis wird, ist, daß er sich damit den Himmel verdienen will; es ist seine Selbstgerechtigkeit, mit der er sich vor Gott aufbaut (selbst erhöht, sagt Jesus). Es ist der Hochmut, der sein ganzes Beten in Frage stellt. Ganz anders der Zöllner, der zweifellos viel auf dem Kerbholz hat, der verachtete, verlängerte Arm der römischen Besatzungsmacht. Er scheint zu wissen, zu ahnen, daß Gott nur leere Hände füllen kann.

Es geht also ganz und gar nicht darum, den Zöllner heilig zu sprechen und den Pharisäer scheinheilig. Es geht Jesus einzig und allein darum, uns (!) von der Selbstgerechtigkeit zur Selbsterkenntnis zu führen, zur Erkenntnis, die der Apostel Paulus so formuliert hat, *„daß kein Mensch sich rühmen kann vor Gott“* (1 Kor 1,29)

Im Blick auf Gott, - so will Jesus sagen – ist jeder Mensch ein Sünder und keiner darf sich etwas einbilden auf seine Leistungen, auch nicht auf seine religiösen. Alle sind wir angewiesen auf Gottes Erbarmen. Wenn ein Mensch – wie der Zöllner im Gleichnis –

ehrllich auf Gott schaut, dann wird der verächtliche Seitenblick auf den Mitmenschen uninteressant. „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ – so lautet dann die zum Gebet gewordene Selbsterkenntnis. Dahin will Jesus uns führen – zur Selbsterkenntnis und weg von der Selbstgerechtigkeit, dieser hartnäckigen Untugend der Frommen.

Selbsterkenntnis kann unangenehm sein und ganz schön wehtun. Selbstgerechtigkeit, der Seitenblick auf das Versagen der anderen, ist angenehmer und kann eine große Genugtuung bedeuten. Und genau diese Frage stellt Jesus uns mit diesem Gleichnis: Woraus lebst Du? Aus der ehrlichen Konfrontation deines Lebens mit dem Willen Gottes oder aus dem ständigen Seitenblick auf deine Mitmenschen:

Bei wie vielen Menschen ist wohl das WENIGER eines anderen längst das MEHR des eigenen Lebens geworden?! Offenbar brauchen wir die Defizite der anderen, um unsere eigenen ertragen zu können. Einfach der zu sein, der man ist – ohne sich ständig zu vergleichen – das scheint auch für Christen ziemlich schwer zu sein:

Es ist schwer, sich in der Gemeinde einzusetzen, mitzuarbeiten und dafür viel Zeit und Kraft zu opfern – und die nicht schief anzusehen, die das nicht tun oder gar nicht können. Es ist schwer ein treuer Kirchgänger und praktizierender Katholik zu sein – und die nicht zu verachten, die das nicht sind. Es ist schwer, einfach gut und hilfsbereit zu sein, ohne auf die herabzublicken, die das angeblich nicht sind. Absichtslos gut zu sein; einfach das zu tun, was ich als richtig erkannt habe; im Blick auf Gott innere Ruhe und Gelassenheit finden und ihm das Urteil über andere zu überlassen, – das sind anspruchsvolle Tugenden. Das Sich-für-besser-Halten als andere oder das verächtliche Herabsehen auf andere zerstört vieles, womöglich sogar mein Verhältnis zu Gott. Denn wie ein Mensch vor Gott steht, darum geht es Jesus in diesem berühmten Gleichnis vom Phariäer und Zöllner im Tempel. Wer ehrlich vor ihn tritt und auf ihn schaut – und nicht, wie mit einem Weitwinkel-Objektiv, ständig auf die Menschen neben ihm – der wird seine eigenen Unzulänglichkeiten, seine Fehler und Sünden erkennen und damit hat er dann genug zu tun. Der Hl. **Franz von Assisi** sagt einmal: „*Der Mensch ist nur das, was er vor Gott ist – nicht mehr und nicht weniger!*“

II. Wenn wir nun noch kurz auf den heutigen **Sonntag der Weltmission** zu sprechen kommen, wäre in diesem Zusammenhang wohl zu fragen, ob wir als Christen Europas nicht allzu oft überheblich und selbstgerecht waren gegenüber den jungen Kirchen in den sog. Missionsländern. Manche hier bei uns – und nicht nur in Rom – würden ihnen gerne auch heute noch vorschreiben, wie sich die sog. Inkulturation des Christentums vollziehen soll, wie sie ihr Christsein und Kirchesein zu verwirklichen haben. Dabei aber wird uns der Blick dafür verstellt, was längst wir (!) von ihnen zu lernen haben – wenn es denn stimmt, daß Mission nicht länger eine „Einbahnstraße“ sein darf, vielmehr Austausch und Partnerschaft sein muß. Nicht zuletzt hängt ja unsere eigene missionarische Ausstrahlungskraft hier bei uns davon ab, ob wir als Christen glaubwürdig sind. Selbstgerechtigkeit ist gerade im Gespräch mit Fernstehenden und Ungläubigen eine stets unterschwellige Gefährdung, eine Einstellung, die abschreckend wirkt und tiefsitzende Vorurteile bestätigt. Dort, wo der Glaube demütig und nicht überheblich macht, wo er Andersgläubigen oder Ungläubigen mit Hochachtung und nicht mit Hochmut begegnet, dort wo nicht Zwang und Vorladung vermutet, sondern Freiheit und Einladung erfahren werden, dort werden die Menschen hellhörig und aufgeschlossen für die Botschaft des Evangeliums.

J. Mohr, St. Raphael HD